

Vierundzwanzigster Bericht

über das

MUSEUM

Francisco-Carolinum.

Nebst der

neunzehnten Lieferung

der

Beiträge zur Landeskunde

von

Oesterreich ob der Ens.



Linz 1864.

Verlag des Museum Francisco-Carolinum.

Druck von Josef Wimmer.

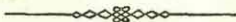
Inhalt.



	Seite
Jahres Bericht	III
I. Vermehrung der Sammlungen	IX
II. Veränderungen im Stande der Mitglieder	XXVI
III. Protector, Vorstand, Verwaltungs-Ausschuss und Mandatare	XXX
IV. Verzeichniss der Mitglieder	XXXV
V. Verzeichniss der wissenschaftl. Gesellschaften und Anstalten, mit welchen Schriften-Austausch statt findet	LV



Achäologische Nachlese, von Josef Gaisberger	1
Aus der volksmässigen Ueberlieferung der Heimat, von P. Amand Baumgarten	77
Funde von <i>Ursus spelaeus</i> zu Kremsmünster	177



Aus der

volksmässigen Ueberlieferung^{*)}

der Heimat.

Von

P. Amand Baumgarten.

- II. Allerlei abergläubisches Thun, um zu nützen oder zu schaden.
 - III. Der Teufel.
 - IV. Schatz- oder Hortsagen.
 - V. Sagen von Riesen, von Burggeistern, Bergmännlein oder Zwer-
gen, Erd- und Waldmännlein, Wassermännlein, Meerfräulein,
Berg- und wilden Fräulein, Sonnjungfrauen.
 - VI. Pestsagen.
 - VII. Eschatologisches.
 - VIII. „Schwabenstückl.“
-

*) Neuerlich haben sich durch mehrere Mittheilungen einige Herren Alumnen des bischöflichen Priester-Seminärs um die Förderung dieses Unternehmens verdient gemacht; der Verfasser spricht ihnen allen und insbesondere den Herren Rendel, Gusenbauer und Schmuckenschläger öffentlich seinen Dank aus.

IV.

Schatz- oder Hortsagen.

Wer zum Schatzgraben tüchtig werden will, der nehme ein Ei, das ein Hahn gelegt hat, lege es in die Achselhöhle und trag' es einige Zeit so mit sich herum. (Grünau.)

In mondhellen Nächten sitzt der Teufel auf freiem Felde; er hat neben sich etwas Glänzendes, was er eifrig bewacht. Es ist lauter Silbergeld. Wirft man etwas Geweihtes darauf, muss der böse Feind weichen, und man kann von dem Gelde Besitz nehmen. Tritt aber Jemand hinzu, ohne jenes Mittel anzuwenden, so findet er nur Steine, Muscheln u. dgl. —

In Perg (im Mühlviertel) lebte einst eine Frau, die eine „Brotsitzerin“ war und den grössten Theil des Tages in ihrem „Stándl“ zubrachte. Die häuslichen Geschäfte besorgte ihr ein „Menschel“, ein noch junges, aber sehr braves Mädchen. Als dieses einmal in der Küche zusammenräumte, stiess es auf ein „Bachkándl“ mit Zwetschkenkernen, und weil es nicht wusste, was damit zu thun sei, lief es schnell zur Frau hinaus, um sie darüber zu fragen. Als aber das Mädchen einige Kerne zur Beglaubigung, aus dem Fürtuch nahm, hatte es lauter blanke Dukaten in der Hand. Eiligst rannten beide heim; aber die Kerne waren verschwunden. Würde, so meinte die Brotsitzerin, das Mädchen, bevor es „zum Stand gerennt“, etwas Geweihtes darauf geworfen haben, das Geld hätte nicht wegkommen können.

Eine Bauernmagd trieb einmal das Vieh auf eine mit Gesträuch bewachsene Anhöhe. Da sah sie einen Haufen Laub liegen, der gar wunderbar glänzte. Sie nahm davon etwas mit nach Hause, es waren lauter Gold- und Silberstücke. Später

aber konnte sie, obwol sie öfters sich hinbegab, von dem Schatze keine Spur mehr erblicken. —

Als Schatz- oder Hortstätten nennt das Volk besonders Stifter und Klöster, Schlösser und Ruinen, Höhlen oder Löcher, Steine und Berge.

Ein Prälat liess einst (Schlierbach), als Krieg ausbrach und es schien, als wollte der Feind ins Land eindringen, den Klosterschatz heimlich vermauern. Der Maurer musste mit verbundenen Augen hin und her, Treppen auf und ab steigen, bis sie zur Stelle kamen, wo er die anbefohlene Arbeit that. Bald darauf ergriff den Prälaten in Linz, wo er Geschäfte halber eine Zeit hindurch sich aufhielt, eine schwere Krankheit, und im Vorgefühl des nahen Todes schickte er einen reitenden Boten nach jenem Maurer; doch als dieser durchs Stadthor ging, wurde für den Prälaten eben das „Zügnglöckl“ geläutet, der Prälat war schon todt! Umsonst stellte man in Schlierbach Nachforschungen an, umsonst bot der Maurer seine ganze Erinnerungskraft auf, der Schatz wurde nicht gefunden. Auch diess trug nicht zur Entdeckung bei, dass der Maurer aussagte, er habe, während er den Schatz einmauerte, „die Uhr über sich gehen“ gehört. —

Die Jesuiten warfen, als sie von Traunkirchen fort mussten, ein Fass, welches mit Gold gefüllt war, in den See. Es fand sich auch einmal in Traunkirchen ein fremder Mann ein, der mittels Stricken das Goldfass aus der Tiefe herausschaffen wollte, mehre Traunkirchner schlossen sich dem Versuche an, doch blieb er vergeblich. —

Als zur Zeit der Franzosenkriege (Eberstallzell) der Feind auch in die Viechtau einbrach, haben die Geistlichen von Traunkirchen ihr Geld in ein Fass gethan, um es in den See zu versenken und sich auf diese Weise vor Raub und Plünderung zu schützen. Sie weihten wol das Fass; aber sie vergassen, auch die Kette zu weihen, an der es unter dem Wasser befestigt war. Darum hat der Teufel über die Kette Gewalt gehabt und sie abgefeilt. Das Geldfass liegt noch im See, obwol von Zeit

zu Zeit sich Mehrere Mühe gegeben haben, es aus der Tiefe heraus zu schaffen. —

An der Nordseite der Stadt Gmunden erhebt sich ein ziemlich bedeutender Hügel, von dessen Gipfel einst eine Burg Land und See, bis fernhin zu den hohen Bergen im Mittag und Westen, überblickte. Die Sage nennt sie die „Wunderburg.“ An der Stelle, wo einst die Burg gestanden ist, ruht ein Schatz in der Erde, der nur in zwei, oder drei Nächten des Jahres gehoben werden kann; es ist die Nacht der Sonnenwende, die St. Thomas- und die Nacht des 24. Februars in einem Schaltjahr. Wenn man genau 12 $\frac{1}{2}$ Minuten vor Mitternacht, nicht früher noch später, zur Stelle ist und den grossen Stein betritt, der noch von der Grundfeste übrig ist, so erscheint einem ein kleiner alter Mann, im geblühten Schlafrock, eine weisse Nachtmütze auf dem Kopf; er sitzt an einem Tische und schreibt. Ringsum liegen Geldsäcke und Haufen Gold und Silber. Doch so viele es auch schon versucht haben, den Schatz zu heben, es ist noch keinem gelungen, jedem entfiel der Muth, wenn ihn das alte Männchen so grimmig anblickte; ja manche fand man Tags darauf ohnmächtig an dem Platze liegen. —

Im Schloss Seisenburg war einmal ein Graf, der hatte einen Hund, der ihm ungemein lieb war. Als das Thier starb, liess es der Graf ausweiden, den leeren Balg mit Dukaten füllen und so begraben. Nach langer, langer Zeit kam eines Tages der kleine Sohn des herrschaftlichen Jägers zum Grossvater gesprungen mit den Worten: „Grossvater, geschwind, geschwind; da draussen liegt ein wunderschöner Hund, der glänzt wie Gold!“¹⁾ Der Alte brummte und wollte es nicht glauben. Das Kind aber zog ihn mit sich, und in der That, er sah den Hund, glänzend wie Gold, in einiger Entfernung vor sich liegen. Als sie aber nahe kamen, war er verschwunden. Die Stelle, wo ein Schatz vergraben liegt, fügte der Erzähler erläuternd hinzu, wird alle 100 Jahr' auf irgend eine Weise bezeichnet. —

¹⁾ Da liegt der Hund begraben.

Das Schloss Burgstall in der Pfarre St. Aegidi war vor alten Zeiten in dem Rufe, dass daselbst Schätze vergraben lägen. Einige Schatzgräber fanden einst, so wird erzählt, einen Stein von der Form und Grösse einer Wanne, der aber so schwer war, dass sie ihn mit Aufwand aller Kräfte nicht zu rütteln vermochten. Da befahl sie ein Grauen, und sie nahmen reissaus. Etwas ernüchtert, begaben sie Tags darauf sich von neuem ins Schloss; aber der Stein war nicht mehr zur Stelle und nirgends mehr zu finden. Dadurch ward ihr Glaube, in jenem Stein sei der Schatz enthalten gewesen, bestärkt. —

Auf dem Rainberg bei Wels ist vor langer, langer Zeit ein Schloss gestanden. Einst spielte ein Kind an der Stelle, wo das Schloss in die Erde versunken ist, und fand Kohlen liegen. Es hob sie auf, und weil sie ihm ungewöhnlich schwer vorkamen, schob es einige ein, um sie nach Hause zu bringen. Als das Kind heimgekommen, waren es werthvolle Goldstücke. Die Eltern wollten aber mit dem Teufelsspuck nichts zu thun haben, und das Kind musste sie wieder hintragen, wo es sie genommen hatte. —

In einem langen, finstern Gange des Schlosses Polheim (Wels) spielte, esm ageinige dreissig Jahre aus sein, eine Schaar Kinder. Da gewahrten sie, wie sie so hin und her liefen, eine Thür, zu der einige Stufen abwärts führten. Die Thüre war offen und in dem Gewölbe stand eine grosse Kiste. Ein Knabe wollte hinab; doch eines der grösseren Mädchen hielt ihn am Rockschoß zurück und erinnerte ihn an das Verbot der Mutter. Als die Kinder ihren Eltern daheim von der offenen Thür und dem Gewölbe mit der Kiste erzählten, wunderten sich diese um so mehr, als sie nicht sich entsinnen konnten, jemals von einer Thür in jenem Gange gehört oder gar sie selbst gesehen zu haben. Sie begaben sich an Ort und Stelle, aber von einer Thüre war nichts mehr zu sehen. —

Unter einem Fenster des alten Scharnsteinschlusses fand man einst einen Kessel eingemauert, der bis zum Rande mit

Gold und Silber angefüllt war. Mit diesem Gelde wurde das Bräuhaus aufgebaut, das noch heut zu Tage steht. —

Bei Nettingsdorf (Pfarre Ansfelden) ist einst ein Schloss gestanden; darin war, die Stelle kann man nicht mehr angeben, ein tiefer Brunnen, und in diesem Brunnen liegt eine grosse silberne Kette versenkt. —

Der Thurm des Schlosses Wildenau (Innviertel) ist von den Hunnen erbaut worden; im Schloss-Saal hängt daher (oder hing) auch ein Gemälde, welches Attila vorstellt. In der Tiefe des Thurmes liegt eine goldene Kette versenkt, welche dreimal um das ganze Schloss reicht. Oefters schon wurden Versuche gemacht, den Schatz ans Tageslicht zu bringen. —

Im hiesigen alten Schulhause (Kremsmünster), vor vielen Jahren soll es das Rathhaus gewesen sein, befand sich in einem finstern Winkel, der einmal zur Küche gedient hatte, ein Herd. Als er einst abgebrochen wurde, fand man eine Menge dürres Laubwerk. Der Schuldiener hiess seine Tochter den „Mist“ in den nahen Bach schütten. Sie that es; doch ein Blatt, das durch Zufall in der Schürze zurück geblieben war, erwies sich als eine alte Goldmünze. —

In einem Bauernhaus der Pfarre Kematen (Traunviertel) liegt ein Schatz vergraben, mit dem einst, Gott weiss wann, ein Kameel, mit schweren Säcken Goldes beladen, in das Haus kam, ohne dass der rechtmässige Besitzer ausfindig geworden ist. —

Das „Höllench.“ Es befindet sich unweit Laufen (Traunviertel). Allgemein heisst es, in dem Loche sei Gold in Menge zu finden. Im Jahre 1855 kam, ein glaubwürdiger Zeuge verbürgt die Thatsache, ein Mann aus dem Innviertel nach Laufen, um in dem Loche nach Gelde zu suchen. —

In der Nähe von Laufen bei der Anzenauer Mühle ist das „Höllench.“ eine Felsenhöhle, die viele Klafter weit in den Berg hineinreicht. Nachdem man ein kleines Wasser und mehrere Schluchten überschritten hat, erzählen die Besucher der Höhle, gelangt man an das Ufer eines grossen Sees; jenseits befindet sich der von dem Satan bewachte Schatz. —

Im Gosauthal ist eine Höhle, sie heisst das „Hallerloch.“ Der Eingang ist bequem und geräumig, und auch die Höhle bleibt es eine Strecke weit. Dann aber wird sie eng und enger, und am Ende kann man nur durch eine kleine, kreisförmige Oeffnung schließend weiter. Dringt man noch mehr vorwärts gelangt man an ein grosses eisernes Thor, vor diesem steht ein schwarzer Hund, einen Schlüssel im Maul. Viele schon haben sich in die Höhle begeben, um den Schatz zu heben; aber keiner ist mehr zurückgekommen. —

Die Höhle in dem „Laussberg.“ Dieser Berg befindet sich in der Ortschaft Pernzell, Pfarre Grünburg. In der Höhle ist es im Winter so heiss, dass man den Rock ausziehen muss; im Sommer hingegen ist sie voll Eis. Rückwärts in der Höhle ist ein Loch, welches tief, tief hinab geht. Horcht man, so hört man unten eine Uhr gehen. Auch eine Kiste Geld steht drunten, bei welcher der Teufel Wache hält. Unter dem Berg ist ein See. —

In den „Lindauerhöhlen“ (Weyr) ist Gold und Silber in Massen zu finden. Einmal ging eine arme Magd, die ein kleines Kind hatte, am Karfreitag dahin, und während man in der Kirche die Passion sang, schritt sie in den Berg hinein. Als sie eine Strecke fortgegangen war, sah sie eine Kiste und auf der Kiste einen schwarzen Hund, der bei ihrer Annäherung herabsprang. Auch that sich der Deckel von selbst auf, und Gold blinkte ihr entgegen. Schnell setzte sie das Kind auf den Boden, raffte so viel Gold, als sie konnte, in die Schürze und eilte damit aus der Höhle. Als sie aber um ihr Kind zurück wollte, hatte sich diese bereits wieder geschlossen. Umsonst war ihr Klagen und Jammern; auch der Pfarrer, an den sie sich flehend wandte, wusste keinen andern Rath, als bis über's Jahr zu warten. Sie that es auch, die Höhle war wieder offen und sie fand darin ihr Kind, gesund und wolbehalten, am Leben. —

Eine ähnliche Höhle befindet sich (Weyer) auf dem Ensberg an einer Stelle, wo aus einem Felsenspalten, auch wenn es

schön Wetter ist, immer etwas Wasser rieselt, bei Regenwetter aber ein völliger Bach herausströmt. Junge Bursche, die in der Nähe Holz fällten, hätten einmal gar so gerne gewusst, woher denn dieses Wasser käme. Da die Wand sehr steil ist, lehnten sie eine lange „Hüflstange“ an, kletterten daran hinauf und schloffen durch den Spalt. Sie waren nun in einer Höhle, und als sie eine Strecke fortgingen, kamen sie an ein Wasser. Eine halbvermorschte Leiter lag als eine Art Steg darüber. Sie schritten über sie hinüber und gelangten nun zu ausgehauenen Stufen. Sie stiegen diese hinauf, konnten aber plötzlich nicht mehr vorwärts, es war ihnen, als ob eine Mauer den Weg versperre. Jenseits dieser Mauer aber, heisst es, sei ein See, worin Gold genug zu finden wäre. Man hört darum auch, der Ensberg sei so goldreich, dass er es verdiente mit Blech gedeckt zu werden. —

„Das Geldloch“ am „Gleinkersee.“ Dieser kleine Gebirgssee, in der Umgegend von Windischgarsten, ist von steilen Felswänden eingeschlossen. Südöstlich ragt aus dem Wasserspiegel ein gewaltiger Baumstamm hervor; er soll, als eine überhangende Felswand einbrach, in den See gestürzt sein. Durch diesen Felssturz ist ziemlich hoch über dem Spiegel des Sees eine Höhle offen geworden. In ihr steht eine ungeheure Truhe voll Gold, auf welcher ein schwarzer Hund sitzt, den Schlüssel im Maul. —

Unter der „Kreidnluká“ (Stoder) fliesst ein See, über ihn führt ein schmaler Steg; am Ufer drüben steht eine grosse eiserne Geldtruhe, worauf der Teufel sitzt, der den Schlüssel dazu im Maule hält. —

Die „Kreidnluká“ ist ein grosses Loch in dem Felsen, das bald enger, bald weiter wird und so lange fort geht, dass noch kein Mensch das Ende entdeckt hat. Darin befindet sich eine Truhe voll Gold und Silber, auf deren Deckel ein grosser Hund liegt, mit dem Schlüssel im Maul.

Zu dieser Truhe zu gelangen ist aber nichts Leichtes. Es geht in einem auf- und abwärts, nicht selten über und durch

Wasser, man muss an einer „Hüfl“ hinaufklettern, ohne Licht findet man schon gar nicht hinein, so finster ist es in dem Loche; auch muss man Schnüre mitnehmen, um mittels ihrer den Rückweg zu finden. —

Die „Fünffingerluká.“ Die Höhle heisst so, weil an einer Wand ein Eindruck, wie von den fünf Fingern einer Menschenhand ersichtlich ist. Ein Holzknecht hat sich einmal an einem „Leinl“ in das Loch hinabgelassen; denn im Grunde fliesst ein Bach, der viel Goldsand mit sich führt. —

Auf dem „Rosskogl“ (Almsee) findet man hie und da eine Erde von eigenthümlich gelber Farbe. Gescheidte Leute behaupten, aus dieser Erde liesse sich der Stein der Weisen gewinnen. —

Der „Goldstein.“ Der Besitzer des Schelchergutes wurde einst Nachts, er wusste nicht, wie, aus dem Schlafe geweckt und konnte nicht mehr einschlafen. Da kleidete er sich an und ging ins Freie. Wie er so durch seine Wiese dahin schritt, sah er etwas glänzen, er trat näher und fand, dass es ein Haufen Gold sei, daneben lag eine Ruthe. Voll Freude lief er nach Hause und spannte seine zwei Ochsen an den Wagen, um den Schatz schnell, und ohne das die Nachbarn davon erführen, heimzuschaffen. Als er aber mit dem Gespann wieder zur Stelle war, lag anstatt des Haufens Gold nur ein grosser Stein da; er ist noch heut zu Tage an Ort und Stelle und heisst „der Goldstein.“ Hätte der Bauer, wie er des Schatzes ansichtig wurde, die Ruthe mit sich genommen, hätte die Verwandlung nicht geschehen können. —

Am Sonnenwendetag hülthete einmal ein Knabe im Sternwald (Mühlviertel) Vieh und trieb es hinauf bis zum höchsten Punkte desselben, dem sogenannten „Sternstein.“ Als er sich oben umsah, bemerkte er ganz in der Nähe ein weisses Tuch, das auf dem Boden ausgebreitet lag, und worin eine Menge Gold sich befand. Er wollte hinzu; aber da erschien plötzlich ein grosser schwarzer Hund und legte sich zum Tuche, als wollte er das Geld bewachen, da lief er erschrocken davon etc.

Auch in der Umgegend von Steyregg, in der Nähe von Plesching, weiss man im Walde einen Stein, der einen Schatz bergen soll. —

(Ulrichsberg, Mühlviertel.) An einem Frohnleichnamstage kam einst, während eben beim Hochamt Wandlung geläutet wurde, ein Wanderer in die Nähe einer Kreuzsäule gegen den Lichtenberg. Da entstand ein Sausen und Brausen, und ein Kessel voll Gold und Silber fuhr aus der Erde empor, der aber alsogleich wieder verschwand.

In heimische Sagen dieser Art sind oft auch „verwunschene Frauen“ und die sogenannten „Wälischen“ verflochten.

Im Sauwald (Innviertel) pflückte ein armes Weib an der Stelle, wo einst ein Schloss versunken ist, Beeren. Auf einmal sah sie das versunkene Schloss vor sich stehen, das Thor stand offen. Sie ging hinein und durch mehrere Zimmer. Endlich gelangte sie in ein Gemach, worin eine schwarze Jungfrau war; darin standen drei Kisten, worauf drei schwarze Hunde lagen. Die Jungfrau sagte, es möchte aus jeder Kiste drei „Reistl“ Haar nehmen und auf den Hochaltar in St. Roman legen. Die Hunde aber schreckten das Weib zu sehr; es wagte es nicht. Da gab ihr die Jungfrau eine Ohrfeige, und das Weib war wieder im Walde, das Schloss war verschwunden. —

In der Nähe des „Schlederbaches“ (Kremsmünster) stand einst ein stolzes Schloss; es ist aber schon lange versunken. Ein Tagelöhner pflegte, so oft er an die von der Sage bezeichnete Stelle kam, Morgens und Abends ein Vaterunser zu beten. Eines Abends traf er daselbst am Bach eine Frau, mit „Schledern,“ Waschen beschäftigt. Als er sie Tags darauf um die selbe Zeit wieder „schledern“ sah, sprach er sie an, und sie theilte ihm mit, dass sie eine „Verwunschene“ sei; wenn er aber es ernstlich wollte, vermöchte er es, sie zu erlösen. Er dürfe nur einen langen Stock nehmen, darauf die geballten Hände legen, eine über die andere und das Kinn darauf stützen; alsbald werde um den Stecken sich eine Schlange ringeln, welche

einen Schlüssel im Maul halte, den Schlüssel müsse er mit den Lippen erfassen und an sich ziehen; es werde ihm kein Leid geschehen, im Gegentheil stehe ihm grosses Glück bevor, wenn er es furchtlos zu Ende führe. Leider aber befahl ihn, als er die Schlange sich winden und krümmen sah, solcher Schreck, dass er davon lief; hinter ihm ertönte lautes Weinen und Schluchzen.

Im Jahre 1858 hat man die Schlossfrau (die Herren von Schlederbach sollen „Landsiedler“ geheissen und die „Landsiedlermühle“ in der Nähe soll ihnen gehört haben) wieder „schledern“ gesehen. Wer ein Neusonntagkind ist, hiess es, der kann sie erlösen. Wird sie aber auch jetzt nicht erlöst, so muss sie wieder lange warten und harren, und wird erst nach vielen Jahren wieder gesehen. Denn der, welcher sie das nächstemal erlösen kann, ist noch gar nicht geboren. Oder auch die Schlossfrau muss noch lange leiden, bis ein junges Tannenbäumchen so gross wird, dass daraus die Wiege gezimmert werden kann, in die das Knäblein gelegt wird, welches das nächstemal sie erlösen kann.

(Ebensee.) In Ebensee lebte ein Tagelöhner. Als er einst spät Abends von der Arbeit heimging, sah er eine schöne Frau mit langem Schleppekleid vor sich hergehen; er ging ihr nach bis zu einem Felsen, wo sie verschwand. Des andern Tages sah er sie abermals, und er beschleunigte seine Schritte, um sie einzuholen; als er näher kam, bemerkte er jedoch, dass sie nicht gehe, sondern schwebe. Den dritten Tag nun sprach er sie an: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ Sie antwortete nun, dass es in seiner Macht liege, sie und sich selbst glücklich zu machen; er dürfe ihr nur folgen und ihren Wunsch erfüllen. Der Felsen that sich vor ihnen auf, und sie gingen hinab; Stufen führten in die Tiefe. Als sie zur ersten Stufe kamen, ermunterte sie ihn, standhaft zu bleiben, ein jäher Schreck werde ihn überfallen. Dasselbe wiederholte sie auf der zweiten und dritten, wo sie ihn stehen liess und verschwand. Er aber lief in Todesangst nach Hause, wo er, an Händen und Füßen zitternd und leichenblass ankam. Des andern Tags er-

schien ihm die Frau abermals; sie war aber ganz schwarz, und als sie verschwand, hörte er ein klägliches Seufzen und Weinen.

Nicht weit von der Strasse, die von Mondsee nach Salzburg führt, liegt die Ruine Wartenfels;¹⁾ in den Schlosstrümmern lässt sich von Zeit zu Zeit die „weisse Frau“ sehen. Einst winkte sie zwei Kindern, welche von der Schule heimgingen. Diese näherten sich und sahen etwas wie glühende Kohlen glänzen. Doch fürchteten sie sich plötzlich und flohen davon, worüber die weisse Frau in ein jämmerliches Weinen ausbrach.

Ein anderesmal sah sie ein Knabe, der in der Nähe der Ruine spielte; sie hatte einen Schlüsselbund angehängt und winkte inständig, er möchte ihr folgen. Hierauf verschwand sie laut weinend. Die glitzernden Dinger, die ihm vor der Nase auf dem Boden herumlagen, sind, er hat sie aufgehoben, aber nicht mitgenommen, eitel Gold gewesen. —

Drei Männer begaben sich einst in das „Höllloch,“ sie hätten da gerne Gold gefunden. Sie gingen und krochen fort und fort, bis sie endlich zu einer eisernen Thüre kamen. Daran klopfen sie; eine Jungfrau erschien und fragte um ihr Begehren. Nachdem sie dieses vorgebracht hatten, wollte die Jungfrau, eh sie die drei Männer einliess, Antwort auf drei Fragen haben: ob die Wintergerste noch nicht zeitig, ob noch kein Knäbchen geboren sei, — die dritte Frage war dem Erzähler völlig entfallen. — Sie wussten auf diese Fragen keine Antwort und kehrten daher wieder um; da kamen sie an einem Kohlenhaufen vorbei, und einem von ihnen, der niedere Schuhe an hatte, fielen, als er sie zu Hause auszog, zwei Thaler heraus. Die Kohlen sind lauter Thaler gewesen. —

Als Berge, die von den „Wälischen,“ vor Zeiten gerne besucht wurden, hört man besonders den Aarling, den Ensberg, die Falkenmauer, den Kasberg, den hohen Nock nennen. —

Vor alten Zeiten kam von Jahr zu Jahr ein „Wälischer“ in die Grünau, suchte auf dem Kasberg herum und verschwand

¹⁾ Im Salzburgischen, aber nicht weit von der Grenze.

gewöhnlich in der Gegend der „Stöcklucká.“ Es hat nämlich in diesem Loche einst Gold und Silber in Masse gegeben. —

Im „Ensberg“ gibt es mehrere Höhlen, wo Goldsand gefunden wird. Vor 100—150 Jahren fanden sich in jedem Frühjahr Italiener ein, welche bei einem Bauern in der Nähe übernachteten. Dieser musste den Führer zu den Höhlen abgeben. Hier angelangt, stiegen sie in eine derselben hinein, nachdem sie es dem Bauer strenge verboten hatten, ihnen nachzusteigen. Wenn sie heraus kamen, hatten sie jederzeit schwere Ranzen voll Goldsand auf dem Rücken. Einmal aber wagte es der Bauer dennoch und schlich ihnen nach unter die Erde. Einer von den Italienern aber, der im Heraussteigen begriffen war, bedrohte ihn, wenn er nicht alsogleich umkehrte, mit dem Tode. Die Höhlen, fügte der Erzähler hinzu, gehen so tief in die Erde hinab, dass man die Ens über sich rauschen hört, und endeten erst in einer Entfernung von 3—4 Stunden in der „Lindau.“

Die „Schaberreut“ ist ein Bauerngut zu Steinbach am Ziehberg. In einer Wiese, die zum Gute gehört, der sogenannten „Schaberreutnerhöf“, befindet sich ein grosser Stein, bei dem vor alten Zeiten sich fast alljährlich ein fremder Herr einfand. Mit einer Ruthe, welche in drei Enden auslief, schlug er dreimal auf den Stein; hierauf that sich dieser auf, der Fremde trat ein und nahm aus einem ungeheuren Kessel Gold, so viel er mochte. Als er nun reich genug war, übergab er die Ruthe dem Schaberreutner und wies ihn zugleich an, wie er sie gebrauchen müsse. Besonders schärfte er ihm ein, wenn er in der Höhle sei, durch nichts, was er höre oder sehe, sich beirren zu lassen. Der Bauer begab sich nun an einem Sonntag, als alles in der Kirche war, zum Stein hinauf und schlug dreimal mit der Ruthe daran; der Stein erschloss sich, und der ungeheuere Kessel voll Gold wurde sichtbar. Als er sich aber eben daran machte, seine Tasche zu füllen, schrie es: „Schaberreutner, dein Haus brennt!“ Erschrocken eilte er davon, liess aber die Ruthe zurück, und der Stein verschloss sich wieder. Seitdem konnte Niemand mehr zu dem Kessel mit Gold gelangen. —

Zum Gaisberger in der Pfarre Molln kam von Jahr zu Jahr am heiligen Abend ein kleines Männchen, ärmlich angezogen, mit einer „Kraxn“ und einer Ruthe, ass dort und blieb über Nacht. Des andern Tages begab es sich in eine nahe Wiese, welche dem Gaisberger gehörte, zu einer mässig hohen Felswand, schlug mit einer Ruthe darauf und ging sodann in den geöffneten Felsen hinein. Hier belud es seine „Kraxn“ und zog wieder fort. Da traf es sich, dass der Gaisberger, der einen Prozess hatte und eines Advokaten bedurfte, nach Linz kam und eben durch die Herrngasse ging. Da rief von einem hohen Fenster Jemand herab: „Gaisberger, Gaisberger, kommt ein wenig herauf!“ Der Bauer ging hinauf und sah den Herrn mit grossen Augen an. „Grüss Gott, Gaisberger, kennt ihr mich denn nicht mehr?“ „Mein Gott, nein!“ war die Antwort. „Bin so oft bei euch gewesen, hab’ bei euch gegessen und getrunken, und jetzt kennet ihr mich nicht!“ „Nein, ich kenne den Herrn nicht.“ Der Fremde ging nun aus dem Zimmer und trat nach kurzer Zeit in schlechter Kleidung, mit einer kleinen Kraxe auf dem Rücken, wieder ein. Nun erkannte ihn der Bauer sogleich und rief erfreut aus: „Ja, ihr seid es; grüss euch Gott, jetzt kenn ich euch schon!“ Der Herr gab ihm nun die Ruthe, bezeichnete ihm genau den Felsen in der Wiese und sagte: „Gaisberger, mit dieser Staude haut auf den Stein, der wird sich aufthun, und da werdet ihr Goldzapfen herabhängen sehen, wie sonst Eiszapfen, nehmt aber ja nicht mehr, als ihr braucht.“ Der Gaisberger ging mit dem Geschenke nach Hause. Gleich des andern Tages in aller Frühe begab er sich zu dem Felsen, schlug darauf; dieser öffnete sich, und die Goldzapfen verbreiteten einen hellen Glanz. Er brach einen Klumpen ab, dachte sich aber: „Da muss ich um die Ochsen heimgehen!“ Als er aber mit dem Gespanne wieder hinkam, war der Felsen bereits geschlossen, und die Ruthe hatte er liegen gelassen: er konnte nicht mehr hinein. —

„Wechselthaler“ und ähnliches.

Fahrende Schüler (Mühlviertel) kamen in der Mettennacht

in ein Wirthshaus, zechten weidlich und waren guter Dinge. Da fiel es ihnen ein, sich einen „Wechselthaler“ zu verschaffen. Den das Loos traf, der musste während der Mette dreimal in den Friedhof um die Kirche herumgehn, wie die, welche opfern gehen, es um den Altar thun, aber in verkehrter Richtung. Das drittemal stand vor der Todtenkammer ein Mann und fragte, was er wolle: „Brauchst du keinen Hasen?“ war die Antwort. „Ja, erwiderte jener, was kostet er?“ „Einen Thaler!“ Er gab ihm den Hasen, den er zu dem Ende in einem Sack mitgetragen, und erhielt als Kaufpreis den „Wechselthaler.“ —

Ein „Wurzengraber“ verstand es, mittelst eines Goldstückes, wenn er einkaufen ging, alles im Kaufladen befindliche Geld an sich zu bringen, so das ihm kein Krämer mehr etwas verkaufen wollte. —

V.

Sagen von Riesen, Berggeistern, Bergmännlein oder Zwergen, Erd- und Waldmännlein, Wassermännlein, Meerfräulein, Berg- und wilden Fräulein, Sonnjungfrauen.

A. Von Riesen weiss die heimathliche Sage kaum mehr Kunde. Was von solchen Sagen noch übrig ist, verdient kaum den Namen Trümmerwerk.

Um etwas Ungeheuerliches zu bezeichnen, bedient man sich noch hin und wieder des Ausdrucks: „Das ist ja ein Riese Imago!“ Schreiber dieser Zeilen erinnert sich, als Knabe ein Volksbuch oder fliegendes Blatt in den Händen gehabt zu haben, das von einem Riesen Image erzählte; dieser Riese bediente sich hoher Berge zu Feuersteinen, der „Traunstein“ ist ein Splitter eines solchen Feuersteines. —

Im Dorfe Eck (Pfarre Natternbach) ist der „Jungferenstein;“ drei Jungfrauen haben den Stein in ihren Schürzen zusammen getragen. —

In einem Thurme der Stadt Enns befand sich, an einer Kette aufgehängt, die Rippe einer Riesin. Sie ist beim Thurmbau beschäftigt gewesen und hat einen grossen Steinblock, der noch im Wächterzimmer als Tisch dienen soll, in ihrer Schürze zur Stelle hinauf getragen. —

Das Gotteshaus Taufkirchen (Innviertel) wurde von Riesen erbaut. Eine Stunde weit, nämlich von Rainbach aus, warfen sie die Bausteine herüber. Als die Kirche fertig war, schaute einer

der Riesen stehenden Fusses beim Kirchenfenster hinein. In alter Zeit waren auch in der Kirche die Riesenschädel zu sehen.

B. Berggeister, Bergmännlein oder Zwerge.

(Aus Windischgarsten und Umgegend.) Die „Bergmándl“ haben ihre Wohnung im Innern der Berge, und da sie von den Menschen grundverschiedene Wesen sind, heissen sie auch „Berggeister.“ Ihrer Natur nach sind sie theils gut, theils böse. Sie haben Macht über Geld und Gesundheit der Menschen, offenbaren nicht selten auch zukünftige Dinge; nur muss man ihnen furchtlos näher treten und sie keck ansprechen. Als Räthsel, worüber sie zum grossen Nutzen dessen, der um die Lösung fragte, Bescheid geben würden, nennt man — auch hier fehlt das dritte — „das Kreuz in der Nuss“ und den „Karfunkelstein.“ Zwar hat, wer über die Bedeutung dieser Dinge Auskunft haben will, manche Anfechtung zu bestehen, der Boden spaltet sich unter seinen Füssen, grosse Steine rollen von da und dort auf ihn los, ein Sturm erhebt sich, dass es saust und braust; aber bleibt man standhaft, so verweigern sie die verlangte Auskunft nicht, und Reichthum und Glück und Segen folgt einem, so zu sagen, auf dem Fuss. Aber wehe dem, der mit ihnen seinen Spott treibt; in allem, was er thut und anfängt, verfolgt ihn das Unglück, und oft endet ihre Rache erst mit dem Tode des Spötters. Wie man sie gewöhnlich sieht, sind es etwa drei Fuss hohe Männchen mit grau lodenem Gewand und schwarzen Mützen, eine Lampe oder eine Spange Gold in der Hand. —

Als eine Bürgersfrau von Windischgarsten einst über den Pyrn ging, sah sie ein Bergmännlein zwischen den Felsblöcken herumspringen, die abseits der Strasse zerstreut umherliegen. —

Auch im „Bodinggraben“ hat man vor etwa 50 Jahren noch öfters solche Männlein, einzeln und in Schaaren, gesehen, wie sie ihre Wäsche reinigten und trockneten. —

Ein Bauernknecht fuhr mit seinen Ochsen heim (Vorderstoder); da sah er, als er eben in ein „Holz“ einbog, wie ein kleines, grau gekleidetes Männchen über die Strasse ins Gehölz sprang, auf einen Baum kletterte und von dort aus, gleichsam verweisend, mit dem Finger drohte. Er erschreck darüber so heftig, dass er „kásweis“ heim kam und ein paar Tage hindurch das Bett hüten musste.

In der sogenannten Losau bei Leonstein, einer langgedehnten, öden Thalschlucht, liessen sich vor Zeiten oft „Bergmándl“ sehen, die den Vorübergehenden allerlei Blendwerk vormachten; es kam diesen nämlich vor, als ob z. B. die Strasse versperrt wäre oder seitwärts in die Steyr hinab zu stürzen im Begriffe sei. —

Einst fing man in der Nähe von Traunkirchen ein Bergmándl und verlangte von ihm Kunde über allerlei Dinge. Es antwortete auch auf alle Fragen, die man an es stellte; nur auf drei, eine Art Räthsel, wollte es durchaus keine Antwort geben, wozu nämlich das „felberne Laub“ gut sei und die „Grátn“ in der Nuss. Des dritten wusste der Erzähler sich wieder nicht mehr zu entsinnen.

Zum „Steinwender“, einem Bauern in der Grünau, kam oft und oft ein Bergmándl und that ihm allerlei Dienste. Mitunter hielt es sich auch längere Zeit hindurch im Hause auf und liess sich zu allerlei brauchen. Der Steinwender stellte ihm als Essen gewöhnlich ein „Pfannkoch“ hin; damit war es zufrieden. Als er aber einmal in der besten Meinung von der Welt, einen Silbergrroschen ins Koch steckte, um dem Mándl doch auch einen Lohn zu geben, entfernte es sich klagend und liess sich nie mehr im Hause sehen.

Beim Steinwender hielt sich einst geraume Zeit hindurch ein Bergmándl auf und liess sich zu allerlei Geschäften und Diensten gebrauchen. Einstens aber erschien ein anderes und rief: „Auf und ziehe fort; der „Habertádl“ ist todt.“ Da brach es in bitterliches lautes Weinen aus und verliess das liebgewordene Haus. —

Auf dem Traunstein war einst ein Holzknecht auf Arbeit; sein Weib hatte ihm in einem „Säckl“ ein „Stuck Bunkl“ mitgegeben; er legte es nicht weit von dem Platz ab, wo er arbeitete. Als er aber sein Mittagessen einnehmen wollte, lag das „Säckl“ noch am alten Platze, doch der „Bunkl“ war weg, und statt seiner das „Säckl“ voll „Felberblätter.“ Vor Hunger und Unmuth ging er früher, als es sonst wol geschehen wäre, von der Arbeit heim, nachdem er zuvor das „Säckl“ ausgeleert hatte. Als er jedoch zu Haus ankam und das „Säckl“ auf den Tisch warf, klingelte es, und es fanden sich drei harte Thaler darin; drei Felberblätter waren nämlich trotz des Ausbeutelns hängen geblieben. Die Bergmändl hatten den „Bunkl“ vornehm bezahlt.

Im Gosauthal lebte einmal ein armer Mann, der aber recht fromm und gottesfürchtig war. Abends kam einst ein Bergmändl zu ihm und forderte ihn auf, mitzugehen. Der Mann traute sich aber nicht, bis es ihn das drittemal dazu aufforderte. Da erst machte er sich auf und ging mit ihm fort. Als sie in die Nähe des „Gschütt“ gelangt waren, gab es dem Manne zu verstehen, er solle hier graben und schaufeln, und damit entwich es. Er hat in der That nachher daselbst nachgesucht und gegraben und „Sternsteine“ gefunden, so dass er sich weit besser fortbrachte als früher. Nach seinem Tod aber nahmen die „Sternsteine“ wieder ab; heut zu Tage ist fast gar keiner mehr zu finden. —

Vor beiläufig 200 Jahren hat man auf einer steilen Felswand (Steyrthal) einmal ein Bergmännlein herumspringen sehen. Da es sich mehre Tage hindurch daselbst aufhielt, entschloss man sich, es zu fangen. Die Herren von Bohr stellten eine „Jagd“ darauf an und bekamen es gefangen, ohne dass es irgend wie beschädigt oder verletzt wurde. Sie nahmen es mit nach Hause und hielten es aufs beste; es folgte ihnen auch, wohin sie gingen, auf dem Fusse nach. Doch aus ihm ein Wort herauszubringen, gelang ihnen nicht. Da geschah es einmal, dass sie eine grosse Tafel gaben; ohne sich zu bekreuzen, setzte man sich nieder. Da lachte das Männchen aus vollem Halse,

und als einer der Gäste fragte, warum es lache, fing es das erstemal zu sprechen an und sagte: „Der Teufel ist in die Schüssel gesprungen und hat sich in der heissen Suppe tüchtig verbrannt.“ Einst aber entwich es unerwartet, wie es heisst, auf dieselbe Felswand, und wenn es einen von seinen menschlichen Bekannten sah, spottete es seiner und rief ihm höhnisch zu, er sei ein gar dummer Kerl, weil er nicht gefragt habe, was „das Vornehmste an der Nuss“ und wozu das Mittlere an der Nuss gut sei?“ —

In einer Gegend, wo nun schon seit lange ein Eisenbergwerk im blühenden Betriebe steht, wurde in unvordenklicher Zeit ein Bergmándl gefangen. Es bat inständig um seine Freiheit und machte grosse Versprechungen. Man erfüllte seine Bitte, und es hielt sein Wort. Es fragte nämlich, was ihnen lieber sei, Eisen auf ewig, oder Gold und Silber auf kurze Zeit? Sie zogen das erste vor. In alten Zeiten, schloss der Erzähler, war aber auch der „Eisenwuchs“ allhier „so stark,“ dass die Knappen, wenn sie am Feierabend die Schaufeln am Stollen anlehnten, nach dem Feiertag sie umgefallen trafen. —

Unweit Reichraming ragt irgendwo von den Bergen, welche zu beiden Seiten der Ens steil aufsteigen, ein Fels hervor, in welchem sich einst Bergmännlein aufhielten. Die Leute erzählen, in dem Felsem stecke ein Goldzapfen; mittels dieses Zapfens könne man den Fels aufsperrn; wer den Zapfen fände, wäre ein „gemachter Mann.“ —

Einst ging ein Holzknecht an diesem Felsen vorüber. Die Bergmännlein bucken eben Brod. Er sprach sie um einen Laib an, bekam aber zur Antwort: „Es ist noch keiner fertig!“ Als er etwas später den Weg zurück machte, stand, als er wieder zur Stelle kam, bereits eines von den Bergmännlein da und überreichte ihm einen frisch gebackenen Laib. So viele Stücke der Holzknecht auch davon herabschnitt, der Laib nahm kein Ende; er wurde von selbst wieder voll und ganz. Erst als er eines Tages, all zu gierig, den Laib auf einmal aufschnitt, war es mit dem Segen vorbei.

Nach Jahren liess einmal auf eben diesem Felsen, es war zum letztenmal, sich einer der Berggeister sehen und rief die Vorübergehenden an: „Weil der Teufel das Jauchzen aufgebracht hat, werden die Berggeister nicht mehr im Freien sich sehen lassen!“ —

Die „Zwerghöhle“ zu Pernzell (Grünburg).

Ein Bauernknecht, der eben an der Höhle vorüberfuhr, sah, wie die Zwerge „Brennzelten“ bucken. Der Knecht welcher hungrig war, bat um einen. Die Zwerge willfahrten seiner Bitte und setzten hinzu, er werde davon so satt werden, dass er keinen Hunger mehr empfinde und sein Leben lang nichts mehr zu essen brauche; doch müsse er, wenn man ihn fragen würde, woher er den Brennzelten bekommen, es geheim halten. Der Knecht ass sogleich und bekam wirklich keinen Hunger mehr. Als er nun den zweiten, auch den dritten und vierten Tag nichts ass, fragte man ihn, wie das zugehe, und je länger er keine Speise zu sich nahm, desto neugieriger wurden die Leute und bedrängten ihn ordentlich mit Fragen. Lange Zeit widerstand er; endlich schwatzte er doch aus der Schule. Also gleich fühlte er wieder Hunger und ass, wie andere „ordentliche“ Menschen, zu Mittag. Doch kaum war der Tisch abgedeckt, stellte sich bei ihm schon wieder Hunger ein, und so ging es fort; man konnte ihm nicht mehr genug zu essen geben, er musste des Hungertodes sterben! —

In einer mond hellen Herbstnacht war einst der Wächter eines Hammerwerkes auf dem Heimwege von der „Raingrueb.“ Er dachte eben auf die Bergmännlein, welche hier in der Gegend in einem Felsen hausen sollten, und sieh da, plötzlich that sich der Felsen auf, und die Berggeister kamen, theils zu Fuss, theils zu Pferd heraus und schlugen die Richtung gegen das Hammerwerk ein. Trotz eines gewissen Grauens, dessen er sich nicht erwehren konnte, schlich er ihnen, ohne Zeit zu versäumen, nach. Vor dem Gebäude angelangt, banden die Reiter ihre Rosse an eine Linde an; eines der Bergmännlein öffnete sodann die Thür, die andern folgten, und das letzte schloss zu.

Der Wächter trat leise zur Thür, guckte durch ein Astloch und sah die Bergmännlein sämmtlich in der eifrigsten Arbeit begriffen. Doch fast zu gleicher Zeit spähte auch ein Bergmännlein durch dasselbe Astloch der Thüre hinaus und sagte zu einem Kameraden: „Bue, steck das Loch zue!“ Dieser schlug einen Zapfen hinein, der das Auge des Wächters traf, so dass er also gleich heftige Schmerzen fühlte. Ohne Verzug begab sich der Wächter nun zum Hammerschmid und berichtete ihm, dass die Bergmännlein in seinem Hammer arbeiteten. Der eilte sogleich zur Stelle, sperrte leise auf und rief: „Feierabend, in Gottes Namen!“ Da gab ihm eines der Bergmännlein das Stück Eisen, woran sie eben geschmiedet hatten, mit dem Bedeuten, das Stück werde nicht abnehmen, noch zu Ende gehen, ausser er würde es auf einmal verarbeiten. Als er aber einst grossen Mangel an Eisen hatte, that er es dennoch, und damit hatte auch sein Glück ein Ende. Die Bergmännlein aber waren alsogleich von dannen gezogen, nachdem sie dem Wächter, der sie um Verzeihung gebeten und auf sein Amt sich berufen hatte, einen Stein geschenkt, womit er nicht nur sein eigenes Auge heilte, sondern auch vielen andern das ganz oder halb verlorne Augenlicht wieder gab.

Nach einer Variante ward das Eisenstück dem Hammerschmid von einem Arbeiter gestohlen; in den Händen des Diebes aber war es, wie gewöhnliches Eisen, und schnell verarbeitet. —

Irgendwo in Oberösterreich hat einmal ein Zwerg den Kellner gemacht und Armen und Reichen umsonst eingeschenkt. Wenn aber diese letzteren nur aus Habsucht zusprachen, starben sie bald darauf, und ihr Vermögen verschwand. —

Einem Bergbauern in Windischgarsten hat einmal ein Bergmándl eine Pergamentrolle gegeben, worauf eine Menge Prophezeiungen geschrieben standen. Der Bauer aber hat die Schrift vor seinem Tode verbrannt, so dass von allen diesen Prophezeiungen nur eine, die der Bauer ausplauderte, bekannt ist. Diese knüpft sich an eine Kreuzsäule aus Sandstein, „zum toten Mann“ genannt, eine kleine Strecke ausserhalb Windischgarsten. Und der eine Theil der Prophezeiung, dass die „Herrschaft“ von

Spital nach Windischgarsten kommt, ist bereits in Erfüllung gegangen. —

Einmal war (Windischgarsten) ein Holzknecht, der pflog mit den Bergmändeln häufig Umgang, sie hatten ihm schon manche Wohlthat erwiesen. Da prophezeiten sie ihm einst, sein Weib werde binnen drei Tagen sterben. Der Holzknecht forderte von den Bergmändeln Abwendung dieses Unglücks, und als sie es verweigerten, schmähte und schalt er sie und spottete öffentlich, dass sie sich solcher Macht anmassten. Als aber der Morgen des dritten Tages anbrach, war er mit seiner ganzen Familie von einer Schneelawine verschüttet. —

C. Erd- und Waldmännlein.

Die „Erdmändeln“ verursachen oft um 12 Uhr Nachts (Waldzell, Innviertel) einen Lärm, wie wenn Jemand „dengeln“ würde.

(Oberthalham.) Die Erdmännchen leben in paradiesähnlichen, unterirdischen Stätten, haben eine weit schärfere Erkenntniss, als der Mensch, wissen besonders verborgene Schätze und sehen die Zukunft voraus; von Statur sind sie bedeutend kleiner als der Mensch. Wen ein solches Erdmännchen sich zum Günstlinge erwählt hat, den unterstützt es auch, bis er sich einer schweren Sünde schuldig macht. —

Ein Köhler, der im „Sternwald“ arbeitete, sah öfters ein Mändl, das „Tannzapfen dörnte.“ Es war ein „Wald- oder Erdmändl.“ Einst fragte das Mändl den Köhler, wie es ihm denn gehe. Da der Mann sich und die seinigen nur hart fortbringen konnte, gab er zur Antwort: „Wenn es mir besser ginge, könnte ichs auch erleiden!“ Das Mändl erwiderte, der Köhler möge nur einige von den Tannzapfen da mitnehmen, es werde dann schon recht mit ihm werden; der eine, in den Ofen gelegt, werde ihm das Haus beständig warm halten, der andere, zerrieben und angesäet, Kraut in Menge liefern. Es werde ihm auch so lange gut gehen, als der „Neid“ nicht dazu käme. Der Köhler folgte dem Waldmändl, und es ging ihm von nun an gut. Da ging

er aber eines Tages nach Krumau und sah daselbst ein schönes Haus und beneidete den Besitzer darum. Von diesem Augenblick an waren aber auch die guten Tage des Köhlers zu Ende.

Ein Bauer, der von der Geschichte gehört hatte, verkleidete sich als Köhler, schwärzte sich das Gesicht, ging in den Wald und probirte dasselbe. Als er aber den einen Tannzapfen in den Ofen legte, entstand ein Feuer, das Haus und Hof einscherte. —

D. Wassermándl, Meerfräulein.

In dem Tümpfl eines Baches unweit Freistadt, der Bach heisst die Aist, der Tümpfl gilt als grundlos tief, hauste einstmals ein „Wassermándl.“ Oft sah man's am Ufer schlafen, es hatte rothe Augen und blondweisse Haare und war etwa so gross, als ein fünfjähriges Kind. Da wurde es, während es wieder einmal schlafend am Ufer lag, von dem Herrn des Schlosses Weinberg gefangen. Es wurde im Schlosse gut gehalten, war wolauf und lustig, offenbarte seiner Umgebung allerlei geheime Dinge und hatte keine Scheu, seinen Herrn auch in die Kirche zu begleiten. Als es einmal in der Kirche laut zu lachen anhub und um den Grund gefragt wurde, sagte es, es habe auf einem Seitenaltar den Teufel gesehen, der die Namen aller derer, welche beim Gottesdienste schliefen, auf ein Thierfell verzeichnete. Die Zahl der Namen sei so gross gewesen, dass er das Fell, damit alle Platz hätten, ziehen und zerren musste, dabei habe sich der Teufel den Kopf angestossen; darüber habe es so lachen müssen. Ein anderesmal, als es ein Weib sitzen sah, das mit einem neuen „rupfenen Fürta“ sehr eitel that, sprach es: „Sie hat schon recht, so stolz zu sein, obwol sie es nicht weiss, worauf sie sitzt.“ Man grub an der Stelle nach und fand einen Schatz, womit die Käfermarkter Kirche aufgebaut wurde. Oft bat es, man möchte ihm wieder seine Freiheit geben, setzte jedoch hinzu, es fürchte, bereits zu viel des Geheimen ausgeschwatzt zu haben. Endlich gab man es frei. Als es sich be-

urlaubte, erklärte es, wenn es aus dem Tümpfl, nachdem es hinein gesprungen, schwarz aufgehe, stehe es gut mit ihm, wenn aber roth, sei es um sein Leben geschehen. Leider traf das letztere ein. Niemand, schloss der Mittheiler, traut sich in diesem Tümpfl zu baden; jeder fürchtet, in die Tiefe hinabgezogen zu werden.

Variante. Im Schloss Weinberg lebten einmal ein Graf und seine Gemahlin. Zu ihnen kam einst ein Meerfräulein, das im „Kolmástümpfl“ zu Hause war. Graf und Gräfin nahmen es auf das freundlichste auf. Das Meerfräulein aber, obwol ihr zu reden verboten war, redete dennoch und sagte manche geheime Dinge aus. Einst war es mit dem gräflichen Paar in der Kirche; es war ein Feiertag und die Kirche mit Menschen vollgepropft. Plötzlich fing es laut zu lachen an. Daheim zur Rede gestellt, entschuldigte es sich, vor der Kirchenthür sei der Teufel gestanden und habe eine Ochsenhaut in den Händen gehabt, voll beschrieben mit den Sünden, welche die Kirchgänger sich zu schulden kommen liessen. Die Haut wurde ihm zu klein, da zog und zerrte er sie und wollte, als diess nichts half, sie mit den Zähnen weiter reissen, da rutschte ihm die Haut aus den Zähnen, und er fiel mit dem Kopf an die Mauer! Bald darauf musste das Meerfräulein wieder in seinen Tümpfl zurück und hatte grosse Furcht, ihre Schwatzhaftigkeit werde der Strafe nicht entgehen. Man möchte, sprach sie, nach drei Tagen beim Tümpfl nachsehen; wenn die Oberfläche roth gefärbt sei, so sei sie von ihren Gefährtinnen zerrissen worden; habe das Wasser die gewöhnliche Farbe, so sei sie wohlbehalten und komme wieder einmal auf Besuch. Doch das Wasser war wie von Blut geröthet; das Meerfräulein kam niemals wieder.

Der Kolmástümpfl ist so tief, dass man durchaus keinen Grund finden kann. Man versuchte es einmal, band Zwirn, ein ganzes Pfund, an einen Stein und liess diesen ins Wasser; doch es ward kein Boden erreicht. Es heisst daher auch, der Tümpfl habe seinen Abfluss im Meer.

E. Bergweibl, Berg- und wilde Fräulein, Sonnjungfrauen.

Auf dem Traunstein, um die sogenannte „Fraunluká“ herum, hat man vor etwa 50 Jahren die „Bergweibl“ noch häufig Wäsche aufhängen sehen.

Dasselbe thaten sie in dem „Reutgrabn“, unweit Alt-Scharnstein; da wurde den „Bergweibl“ von den Leuten auch häufig Essen hingestellt. —

Unweit vom Haus des Steinwenders (Grünau) fließt ein Bach, der von den nahen Bergen herabrieselt. An diesem Bach fand sich öfters ein „Bergfräul“ ein, um zu waschen. Einmal war es wieder waschend am Bache; da kam ein zweites daher und rief: „Sálerl, Tálerl is gstorbn!“ Worauf beide in lautes Weinen ausbrachen und sich nie wieder sehen liessen. —

Als einst eine neue „Schwoagerin“ die Alm auf dem Kasberg bezog, stellte sich öfters ein „Bergfräuln“ bei ihr ein, das ihr über allerlei Dinge Auskunft gab. Unter anderm sagte es einmal, als die Dirne mit Steinen nach dem Viehe warf, um es von der Stelle zu treiben, dass mancher Stein, womit sie werfe, mehr werth sei, als das „Stüekl Vieh.“ Damit hängt es wol auch zusammen, dass die Leute sagen, der „Kasberg“ sei es werth, mit Kupfer gedeckt zu werden, so reich sei er an edlem Metalle. —

Ein Bauer unweit „Ampfelwang“ sah, wen ner Abends vom Felde heim ging, öfters eine schöne Frau durch die Wiesen wandeln. Von Neugier getrieben, schlich er ihr einmal nach, wo sie schlafen ging, und sah, wie ihr schönes, langes Haar, gleich einem Kleid, die schlanken Glieder einhüllte. Ihre Schönheit fachte in ihm die Flamme unreiner Liebe an, und er stahl sich, wenn alles im Hause schlief, öfters von der Seite seines Weibes weg und suchte die schöne Frau auf. Oft fragte ihn diese, ob er verheirathet sei; doch er läugnete es immer. Endlich merkte die Bäuerin sein öfteres nächtliches Fortschleichen, ging ihm einmal heimlich nach und traf ihn in den Armen der Bergfrau.

Gutmüthig, wie sie war, sagte sie aber nur: „Ei du, mein lieber Gott, er hat sich halt in ihre schönen Haare verliebt!“ Da fragte ihn die Bergfrau wieder, ob er verheirathet sei, und da sein eheliches Weib daneben stand, konnte er nicht anders als es eingestehen. Sie gab ihm nun einen strengen Verweis, dass er seinem Weib die eheliche Treue gebrochen, und setzte hinzu, wenn diese zornig geworden wäre, hätte sie ihn zerreißen müssen. So aber gab sie ihm einen Schuh voll Dukaten, er möge damit gut wirthschaften und fortan seinem Weibe treu bleiben. —

Im Gosauthale ist eine kleine Höhle, in die sich ein Bach ergiesst; sie heisst das „Wildfrauenloch.“ Die Felsstücke herum bilden eine Art Feuerherd. In uralter Zeit sollen sich hieher Frauen geflüchtet haben, deren Rücken Backtrögen gleichen. Sie halfen, ohne sichtbar zu sein, den Leuten bei der Feldarbeit, verriethen sich aber durch das Aushängen von Wäsche. Plötzlich verliessen sie diesen Aufenthalt, nur wenige blieben zurück; der Rauch, der zuweilen in den Schluchten aufsteigt, wird ihnen zugeschrieben.

„Der Kreuzstein im Echhornthal.“ (Hallstatt.)

Die grosse Wiese von Spital bis gegen den Kreuzstein gehörte einst nur einem Bauer, Namens Trauner. Dieser Bauer hatte drei Söhne. Einer unterhielt mit einer „wilden Jungfrau“ ein Liebesverhältniss. Einst schenkte sie ihm, als sie mit einander lustwandelten, einen wunderschönen Gürtel. Als sie von einander Abschied genommen, band er ihn, um ihn desto besser besehen zu können, um einen Baum. Da that es einen schrecklichen Krach, und Gürtel und Baum flogen in Stücke. Da fasste er wol den Vorsatz, die Liebschaft aufzugeben; doch, als ihm die Jungfrau wieder einmal begegnete und zu einem Spaziergang einlud, liess er sich wieder herbei, sie zu begleiten. Sie wandelten einen sanft aufsteigenden Pfad hinan; doch plötzlich beurlaubte sie sich und war verschwunden. Als er umblickte, war er mitten auf der Echhornwand, er konnte weder auf- noch abwärts und vermochte nur durch Rufen den Leuten im Thal unten die Noth anzukünden, worin er sich befand. Niemand

konnte ihm Hilfe schaffen, und es blieb nichts übrig, als den Pfarrer zu rufen, der ihm das heil. Sakrament zeigte und die Absolution gab. Darauf stürzte er ab, der Körper wurde völlig zerschmettert, auf der Zunge fand man die heil. Hostie liegen. Dies gab Veranlassung zur Aufstellung des am Wege nach der Strub befindlichen gekreuzigten Christus. —

„Die Sonnjungfrauen.“ (Ischl.)

Die Leute, die am Jainzenberg herum wohnen, sagen, wenn man sie nach den Sonnjungfrauen fragt: „Ja, wär' ich ein Sonntagkind, da könnt' ich mehr erzählen!“ Es heisst nämlich, dass diese Jungfrauen bei heiterem Wetter auf dem Berg Wäsche aufhängen, und wenn ein neues Sonntagkind sie um etwas anspricht, schenken sie ihm und geben ihm obendrein gute Lehren.

Eine Bettlerin, welche an einem neuen Sonntag geboren war, bat einmal eine solche Jungfrau, ihr etwas zu schenken. Sie gab ihr eine „Harreiste“ und bemerkte dazu, sie möge nur fleissig fortspinnen, aber nie bis zu Ende, auch beim Spinnen nie zornig werden. Die Bettlerin, spann und spann, die Reiste wurde nicht kleiner, und das Gespinnst gab die feinste Leinwand. Als sie aber an einem Samstag einmal Feierabend machen wollte, ärgerte sie sich, dass sie den Flachs nicht schnell genug abspinnen konnte und schrie: „Fertig werden muss ich noch heute, und sollte der Teufel drin stecken!“ Kaum aber war das Wort aus dem Munde, so waren die Haarreiste und auch die Leinwand weg. —

VI.

Pestsagen.

Bald nach dem Schwedenkriege stellte sich in der Viechtau grosse Hungersnoth ein und darnach die Pest. Das Haus „am Anger“ wurde um zwei Laib Brod verkauft; die schönsten „Wiesfleck“ bekam man um ein bischen Getreide oder Brod. —

In Weng (Pillwein) hat im Jahre 1649 eine Viehseuche alles Vieh hinweggerafft; in der ganzen Pfarre ist nur ein Pferd und zwar ein Schimmel verschont geblieben. —

Zu Mundenham (Innviertel, Pillwein) wüthete im Jahre 1714 eine Seuche in so heftigem Grad, dass von den ohngefähr 100 Einwohnern des Dorfes nur 5 am Leben blieben. Noch erinnert eine Kreuzsäule daran, dass dazumal der Gottesdienst im Freien unter einer Eiche gehalten wurde. —

Die Johannesgasse in Wels hiess einst die „Todtengasse“, weil einmal zur Pestzeit in einem Brunnen daselbst die Todten geworfen wurden. In einem Haus auf dem Hauptplatz der Stadt sind zwei Brustbilder aus Stein, das eines Mannes und das andere einer Frau, eingemauert, in der Stadtpfarrkirche ist dasselbe mit zwei Köpfen der Fall und mit weiteren zweien an dem ehemaligen Gerichtsdiennerhaus. Sie stellen die von der Pest verschonten drei Ehepaare der Stadt vor. —

Die Ortschaft „Elend“ in der Pfarre Unterach heisst so, weil hier die an der Pest gestorbenen begraben wurden. Es sind nämlich damals nur zwei Personen der Ortschaft Buchenort übrig geblieben, und von diesen rief die eine beim Begraben einmal aus: „Ist das ein Elend!“

Um den Attersee wüthete einst die Pest so fürchterlich, dass in der ganzen Gegend nur zwei Menschen am Leben blieben, ein Mann in Fasching (Pfarre Unterach) und ein Weib in Weieregg. Einmal schauten die zwei, sie wussten nichts von einander, überall um den See herum, ob sie den keinen lebenden Menschen erspähten, und da sah der Mann in Fasching in Weieregg Rauch aufsteigen, und fuhr alsogleich vor Freude, dass er dort einen Menschen antreffe, über den See. Zugleich aber hatte auch das Weib, welches das Feuer zum „Sechteln“ angezündet, den Rauch in Fasching bemerkt und fuhr eben so eilig über den See von Weieregg gegen Unterach. Auf der Mitte des Sees trafen sie einander; von diesem Paare stammt ab, was nun von Menschen am Attersee lebt. —

Die Pest hat einst die Gegend um Pichlwang so entvölkert, dass in den Ortschaften Eck und Pichlwang nur mehr zwei Weiber am Leben blieben. Täglich rannte die in Eck den Berg herab auf die Wiese, und die von Pichlwang ging auf die Strasse, um einander zu überzeugen, dass sie noch lebten. Keine starb an der Krankheit. —

Als einst die Pest in Vöklamarkt arg wüthete, wurden die Einwohner des nachbarlichen Dorfes Mösendorf sämmtlich von der Seuche hinweggerafft bis auf ein altes Ehepaar, welches den vielen Kranken und Sterbenden christlich Beistand leistete. Zum Andenken an ihre wunderbare Rettung liessen sie in Mösen-thal, wo die an der Pest Gestorbenen begraben wurden, eine Kapelle erbauen. —

Etwa eine Stunde von Steinerkirchen steht neben einem Bauernhause, wo es zum „Kreuzbauern“ heisst, ein Kreuz. An dieser Stelle ward, als einst die Pest in der Gegend hauste, getauft, hervorgesegnet u. s. w. Zur Erinnerung setzte man dieses Kreuz. —

In Mitterkirchen (Mühlviertel) heisst ein „Gattern“ der „Todtenfallgattern.“ Als nämlich der schwarze Tod regierte, fiel an dieser Stelle von einer „Leichenfuhr,“ worauf immer mehrere Todte zugleich geladen wurden, eine Leiche vom Wagen. —

Um das Pfarrdorf Steinerkirchen finden sich mehrere „Kreuzsäulen“ aus Stein, oben mit einer kleinen, kapellenartigen Höhlung; die am weitesten entfernt ist, mag etwa eine Viertelstunde von der Kirche ab liegen. Diese „Kreuzsäulen,“ heisst es, seien gesetzt worden, als die Pest einmal in der Gegend wüthete. Es wurde nämlich ein Kreis um Kirche und Pfarrdorf abgesteckt, den Niemand überschreiten durfte. Wo dieser Kreis die Strassen und Zugänge durchschnitt, da wurden diese Säulen gesetzt, bei denen die Leute, wenn in der Kirche das heil. Messopfer gefeiert wurde, sich zu versammeln pflegten. —

Die Filiale Oberregau verdankt ihr Entstehen einem Gelübde, das zur Zeit einer grossen Sterblichkeit gethan wurde. Die Stelle wurde dadurch bestimmt, dass man zwei Stieren von schwarzer Farbe die Augen verband, sie an einen mit Bausteinen beladenen Wagen spannte und frei gehen liess, bis sie von selbst stehen blieben. —

In Biberbach bei Kematen hat 1713 die Pest viele Opfer hinweggerafft, ja ganze Häuser sind ausgestorben. Im Garten des Wirthes war der „Freidhof.“ Zum Andenken ward eine steinerne Säule mit der Statue der unbefleckten Empfängniss errichtet. —

Ein halbe Stunde von Mondsee entfernt, in St. Lorenz, etwa 100 Schritte ausserhalb der Ortschaft, ist ein grosser, unförmlicher Stein zu sehen; er sieht ganz grau und verwettert aus, und die Inschrift ist nicht mehr zu lesen. Die Leute heissen ihm „Peststein“ und behaupten, unter ihm sei der begraben, welcher 1714 die Pest nach Mondsee gebracht habe. —

In der Neuhofner Pfarre (Traunkreis) ist eine Kreuzsäule, die zur Pestzeit gesetzt wurde, in der guten Meinung, der liebe Herrgott möchte dem Sterben ein Ende machen. Wirklich hörte die Pest bald auf. Im Lauf der Jahre nun ist die Säule tief und tiefer in den Boden versunken, so dass nur mehr die Spitze über dem Boden hervorragt. Würde die Säule, es ist diess allgemeiner Volksglaube, geschehe es wie immer, wieder aus

dem Erdboden ans Tageslicht gebracht, brähe die Pest von neuem aus. —

Als einst die Pest im Lande war, flog auf eine uralte, riesige Linde neben der Weichstettner Kirche ein Vöglein und sang: „Iss Bitterklee und Enzian, So kimmst davon, So kimmst davon!“ —

Vor Zeiten hat einmal in Peuerbach die Pest gewüthet und viele Leben gefordert. Ein Vöglein aber ist beständig umhergeflogen und hat den Leuten zugerufen: „Esst's nur brav Bibernell, So sterbt's nót so schnell!“ —

Als einst im Dorfe Holzleithen (Pfarre Naarn) die Pest grassirte, blieb nur ein alter Mann am Leben. Auch damals ist ein Vogel umhergeflogen, der beständig rief: „Brock Bibernell, stirbst nót so schell!“

VII. Eschatologisches.

Alte Leute sagten gerne: „Es geht schon gen End der Welt, sie steht nimmer volle anderthalbhundert Jahr, weil Christus selbst zu seinen Jüngern gesagt hat: „Einmal Tausend, nimmer Tausend!“ Andere entgegneten, die Jünger hätten nicht genau verstanden, ob der Herr gesagt habe: „Einmal Tausend, nimmer Tausend,“ oder „Einmal Tausend, wieder Tausend,“ und nochmals zu fragen hätten sie den Muth nicht gehabt. —

Dem Ende der Welt geht der „Antárist“ voraus, (nicht Antáchrist, weil er es nicht werth ist, dass man ihn Christ nennt). Von wem er abstammen, wie lange er regieren, und wie grausam seine Herrschaft gegen die Frommen sein werde, das findet sich in „Sybillen“ Weissagung zusammengestellt. —

Bevor der Antichrist erscheint, „hebt sich der Irrthum bei den hohen Häuptern,“ Krankheiten wüthen unter den Menschen, viele sterben eines plötzlichen Todes, besonders am Schlag. Der Antichrist „merkt“ seine Anhänger an der Stirne oder an den Händen; reut es Jemanden, an ihn geglaubt zu haben, löscht er das Zeichen aus, doch wird ein solcher auf der Stelle ein Kind des Todes. Der Christen wird da so wenig sein, dass sie „unter einem grünen Baume Platz haben, dass sie ein Fuhrmann mit der Geissel erlangen kann;“ Enoch und Elias erscheinen auf Erden, predigen Busse und bekehren viele zum Herrn. —

In den Zeiten des „Antichrist“ werden die, welche Christus treu bleiben, bis auf den Kopf in die Erde gegraben, um dem Antichrist und seinem Anhang als Kegel zum Kegelspiele zu dienen. (Hausruckviertl.) —

Gegen End der Welt gibt es allerorts „Brünste“, fast bei jedem Haus ist ein Brunnen, es wird prächtig gebaut, jedes Haus ist gemauert. Auch neue Strassen werden überall angelegt, und wenn einmal „die gschwinden Fuhren sein werden, dann ist's nimmer gut.“¹⁾ Der Grund wird gemessen, ein- und zweimal, und das drittemal wird man nicht ganz damit fertig, weil noch früher das Ende kommt. Rothe und weisse Hüte wird man tragen, dann „ist's aber schon gar nimmer gut!“ Kein Schuster wird mehr einen Schuh, kein Schneider ein Gewand, kein Handwerker ein Geräth nach Wunsch und Willen machen können. In jedem Haus werden zwei Hauswirthe sein, der alte und der junge, und einer wird den andern zu „überlisten“ suchen. Der Vater „übevortelt“ oder raubt den Sohn aus, der Sohn den Vater. So wolfeil werden die Häuser, dass man sie nicht einmal geschenkt annimmt. Die Rechtschaffenen werden verachtet, nur Lug und Trug, List und Kniffe gelten etwas; die Hochfart wird alle Stufen durchlaufen, und die „leinárnö Heogfart wird dö löstö“ sein, d. h. die Kleidertracht wird gegen das Ende der Welt wieder der alten gleich. Mehre Jahre vor dem Ende ist hintereinander Misswachs, in Folge dessen entstehen Hunger, Krankheiten und Kriege, ein Winter wird den andern „dálepgá.“ Das Holz wird so wenig werden, dass, haut man einen Baum aus, „der Stock in der Erden erzittern und seufzen wird, vor Angst, dass auch er heraus muss.“ Auch wird man viel von Erdbeben hören. —

Wenn der Gulden nimmer 60 Kreuzer haben wird, ist's nimmer gut. —

Gen's Ende der Welt bricht der letzte Krieg aus, der letzte, aber auch der schrecklichste, so kurz er auch sein wird. Plötzlich ist er da und tobt durchs ganze Land, so dass der Bauer auf dem Felde nicht mehr Zeit hat heimzugehen, sondern

¹⁾ Es heisst auch: So viele Strassen werden gebaut, dass es an Schotter fehlt. Dann kommen erst die eisernen Strassen und endlich eiserne Strassen, wo die Wagen von selbst gehen.

nach dem Pflugeisen und „Reitl“ greift und sich wehrt. So kurz wird der Krieg dauern, dass der, welcher einen Laib Brod und einen Scherz in den Kampf mitnimmt, fällt ihm der Laib hinab, sich darum nicht bücken soll, er hat am Scherz genug. Nur wenige aber kommen mit dem Leben davon. Ist der Krieg gar, bricht ein grosser Brand aus, der die ganze Erde, sogar die Steine zu „Aschen“ brennt. —

Wenn man beim Bau einer neuen Strasse durch die Welserhaide bis zu einem gewissen Feldkreuz kommt, ist das Ende nahe. Vorher kommen noch der „Herren- und der Bettelstaub.“ Zuletzt bricht ein grosser Türkenkrieg aus, der Türk kommt bis auf die Welserhaide, da aber thun ihn „die alten Weiber mit'n Filzhütn“ erschlagen. Aber die Männer sind darnach so wenig, dass es wahr wird, was ein uraltes Lied sagt: „Es wird einmal werd'n, wie mein Enl hat gsagt, dass neun Weiber raufen um ein Mánnersitz; O jögás, o jögás, wo ein Mann g'sessn ist!“

Auf der Haide, die von der Stadt Wels den Namen hat, wird einst eine grosse Schlacht geschlagen, in welcher der Antichrist besiegt, die Stadt aber völlig zerstört wird. Die Stadt, welche einst so gross gewesen ist, dass sie „Welt“ geheissen hat, wird da so klein werden, dass man sie „Weh“ heissen wird. —

Bei Köln am Rhein (Nussbach) wird einst eine grosse Schlacht geschlagen; denn so weit wird der Türk in Deutschland vordringen. Da werden sogar die alten Weiber mitkämpfen und mit Ofengabeln dreinstecken. Der Türk wird aufgerieben, und es kommt eine bessere Zeit. —

Eine uralte Prophezeiung sagt: Das Haus Oesterreich und die Christenheit werde noch stark bekriegt werden und sehr zusammenschmelzen. Dann wird einer in Algier aufstehen, der die Christen verfolgt, und fast alles wird ihm anhängen. Das Haus Oesterreich geht in diesem „Schwubl“ zu Grunde, und die Christen in Oesterreich haben unter einem Baume Platz. Endlich erscheint ein junger Mann, der sich der Christenheit annimmt und unter einem Baum auf der Walserhaide bei Salzburg

dem aus Algier das Haupt abschlägt. Mit den noch wenigen übrigen Christen erobert er alle Länder, die zum Haus Oesterreich gehören, und noch viele andere und richtet dies edle Haus von neuem auf. —

In der Nähe von „Oberhofen“, in der Ortschaft „Rabenschwand“ ist ein kleiner Brunnen, an welchem die Westbahn vorüber führt. Alte Leute prophezeiten lange vor dem Bau der Bahn: „Einst wird eine „eiserne Strasse“ gebaut werden und an diesem Brunnen vorüber führen. Wenn an dieser Stelle gearbeitet wird, kommt der „Schweizerstier“ und verjagt die Werkleute. Er wird „büllen“ bis Wien, dort aber wird er zurückgetrieben.“

Auf dem Weg zwischen Hall und Adlwang gelangt man an eine Stelle, wo beim Blick in die Berge eine Felsbildung sichtbar wird, welche mit einer Menschenfigur Aehnlichkeit hat. Sie heisst der „steinerne Jäger.“ Der „steinerne Jäger“ wächst jährlich um ein Haberkorn, und hat er einst gleiche Höhe mit der Spitze des Berges, ist der jüngste Tag da. —

Unweit Leopoldschlag, im Böhmerlande, aber hart an der Grenze, ist der Wallfahrtsort Maria Schnee. Er wird von Mühlviertlern häufig besucht. Auf einer kegelförmig abgestuften Felsenmasse steht ein Marienbild. Durch den Felsen zieht sich ein Spalt, durch welchen man mühsam gehen, sich durchzwängen kann. Ist dieser Spalt einst so weit geworden, dass ein Fuhrmann mit Wagen und Pferd durch kann, so ist das Weltende da.

Wenn die „Herrschaft“ von Spital nach Windischgarsten übertragen wird, so kommt ein Pfleger, der das Volk ungemein bedrückt. Er wird „Christ“ heissen und beim „Herrnstaub“ an einem Kreuze, es heisst „das Kreuz zum todten Mann“ aufgehängt werden. —

Vom „Bauernhaufen“ bei Pinsdorf heisst es: „Wenn dieser Hügel so tief wird zusammengesunken sein, dass man mit einem Leiterwagen wird darüber fahren können, wird ein neuer Bauernkrieg ausbrechen. Jetzt ist der Hügel noch wenigstens 15 Klaf-ter hoch. —

VIII.

Schwabenstückl.

Die Schwaben hatten weit in die Kirche; sie wollten daher eines Tages dieselbe näher zum Dorf rücken und schoben und „dauchten“ aus Leibeskräften. Zwar kam es ihnen vor, als sei die Kirche dem „Stigl“ bereits näher; sie stand ihnen aber doch noch zu ferne. Da nahm einer seinen Mantel und breitete ihn auf den Boden aus, als Zeichen, dass die Kirche so weit sollte gerückt werden, und nun traten sie wieder hinter die Kirche und schoben von neuem, „was es nur Zeug hatte.“ Endlich schaute der, welcher den Mantel ausgebreitet, einmal nach, wie weit die Kirche schon wäre, und — sah keinen Mantel mehr. Ein Handwerksbursche, der des Weges gegangen, hatte ihn nämlich aufgehoben und als guten Fund mit sich fortgenommen. „Halts auf!“ schrie nun der Schwabe, „die Kirche steht schon auf'n Mantel.“ —

Auf einem Thurm, welcher den Schwaben gehörte, wuchs reichlich Gras. Abmähen konnten sie es nicht, verderben wollten sie's auch nicht lassen, und so nahmen sie einen Ochsen her und banden ihm einen Strick um den Hals, um ihn so auf den Thurm hinauf zu ziehen, damit er dort das Gras abweide. Als er schon eine gute Strecke Wegs war, reckte er die Zunge heraus. „Seht's,“ meinten die Schwaben, wie er schon darauf los frisst!“ —

Ein anderes Mal bauten die Schwaben eine Mühle, den Mühlstein brachen sie auf einem hohen Berg. Am leichtesten, glaubten sie nun, liesse der Stein sich an Ort und Stelle bringen, wenn man ihn über den Berg hinabrollte, nur müsse einer ihn begleiten, am geeignetsten hiezuhin sei der Bürgermeister. Damit

ihm aber der Stein nicht etwa davon laufe, sollte er den Kopf durch das Loch desselben stecken. Es geschah; man wartete einen, wartete zwei, drei Tage, der Bürgermeister mit dem Mühlstein liess sich nicht sehen; vergebens suchte man jeden Winkel aus, man fand keine Spur von ihm. Nun schickten sie überall Boten hin und liessen es ausrufen, ihr Bürgermeister sei ihnen verloren gegangen, erkennbar sei er daran, dass er als „Halskresl“ einen Mühlstein trage. —

Einmal fällten die Schwaben Holz und schleppten einen Stamm in ihr Dorf, konnten aber damit in kein Haus hinein. Umsonst schlugen sie ein Thor ein, rissen eine Mauer nieder, — es ging nicht. Da gewahrten sie einen Spatzen, der einen Strohalm der Länge nach in sein Mauerloch hinein schob. „Ah, so müssen's wir machen, rief nun einer aus, wir müssen halt den Stamm nicht nach der Quer sondern nach der Läng nehmen!“ —

Einst kloben die Schwaben „Stöck.“ Damit sie keinen Schlägl zum Eintreiben des Zwickels brauchten, stieg einer auf den nächsten Baum und stürzte sich mit dem Kopf auf den Zwickl nieder. —

Die Schwaben wollten einen Brunnen graben und beschlossen einhellig, ihn 40 Klafter tief zu führen. Schon waren sie ziemlich tief gekommen, da legten sie, um ihrer Sache gewiss zu sein, einen Baum über denselben, der Bürgermeister hielt sich mit den beiden Händen daran fest, an dessen Füsse hing sich der zweite, an die des zweiten der dritte, der vierzigste schloss die Kette. Doch in demselben Augenblicke wurde dem Bürgermeister die Last zu schwer, und um sich leichter am Baume erhalten zu können, spukte er sich in die Hände, und so fielen alle vierzig in den Brunnen. —

Die Schwaben bauten Korn, das wuchs am Anger sehr üppig. Einer wollte nachschauen, ob es inmitten des Feldes auch so schön stehe und schickte sich an, zu dem Ende ins Feld hinein zu waten. Das litten aber die andern nicht, sondern trugen ihn, damit nicht zu viel vertreten werde, lieber allesammt hinein. —

Einst war das Salz sehr theuer. Um die Kosten zu ersparen, bauten die Schwaben Salz an. Nach einer Zeit schaute einer nach, und sich, das ganze Feld stand voll der schönsten Salzpflanzen. Und als er sie erst anrührte und gestochen ward, da lief er voll Freuden heim und erzählte den andern, das Salz wachse herrlich und sei über die Massen scharf. —

Als die Schwaben das erstemal einen Esel sahen, fragten sie, weil ihnen das Thier gar so gut gefiel, wie sie zu solchen Thieren kommen könnten. „Ihr müsst halt Eseleier ausbrüten!“ war die Antwort, und man gab ihnen als solche Kürbisse. Sie trugen sie auf einen Berg und blieben eine geraume Zeit darauf sitzen. Endlich stand einer, dem das Sitzen zu lang wurde, auf, indem er glaubte, die Sonne könnte wol den Esel vollends ausbrüten. Darüber kam der Kürbis ins Rollen und lief den Berg hinab, der Schwabe hinter drein nach. Der Kürbis gerieth endlich in ein Gehege und scheuchte da einen Hasen auf. Der Schwabe schrie nun ganz erfreut: „Der Esel ist schon ausgefallen!“ —

Einst blieben die Schwaben auf einer Reise bei einem Bauern über Nacht. Abends fragte der Knecht den Herrn, was für Arbeit er den andern Tag thun solle. Der Bauer antwortete: „Geh halt aussı in Stadl und thu Schwabn¹⁾ schneiden!“ Die armen Schwaben, die im Stadel ihr Nachtlager hatten, nahmen, als sie dies hörten, alsogleich reissaus. —

Als einst die Schwaben ausgingen und erst in der Nacht heimzukommen gedachten, nahmen sie eine Kuh mit sich auf den Weg, um sich auf dem Rückweg an dem Schweif des Thieres zu halten und so den rechten Weg nicht zu verlieren. —

Ein Schwab ging einst mit seinem Knecht Birnen stehlen. Der Bauer schüttelte, der Knecht „klaubte“ zusammen und vergass dabei auch des Essens nicht. Da fragte er: „Haben die Birnen auch Bein?“ „Nein!“ „Ah, so hab ich Krötl gressn!“ Er kannte nämlich Birnen und Kröten nicht von einander. (Sämmtlich aus dem Mühlviertl.) —

¹⁾ In Schwaben kennt man nur das Wort „Schaub.“

(Hausruckviertl.) Einmal fiel der Feind ein ins Schwabenland. Sie hatten eine sehr werthvolle Glocke; um diese zu retten, nahmen sie dieselbe vom Thurme herab und führten sie auf einem Schiff mitten „in den See“ und versenkten sie daselbst. Zugleich aber bohrten sie durch das Schiff ins Wasser, bis zur Glocke hinab, ein Loch, um, wenn es Frieden würde, die Stelle wieder leicht finden zu können. —

Ein Schwab war auf Reisen. Einst von der Nacht überfallen; fand er in einer nahen Hütte ein Obdach. Freilich „schnauerte“ bereits einer drin, tief in Stroh gelagert; doch das focht unsern Schwaben nicht an, und er legte sich ohne weiters an seine Seite. Des Nachts erwachte er einmal, sein „Schlaf“ roch gar übel. „Stingst halt aus'n Maul!“ dachte er, drehte sich um und schlief wieder ein. Erst des andern Morgens gewahrte er, dass er neben einer „Sau“ geschlafen habe. —

Einst hörten die Schwaben, das „Häusertauschen“ sei gar ein vortheilhafter Handel, sie wollten nun auch tauschen und zwar ganz redlich und ehrlich. Sie nahmen die Dächer ab, hoben Fenster und Thüren und gruben die Bäume aus und tauschten so Häuser. —

Die Schwaben hatten einst in ihren Häusern so viele Mäuse dass sie vor den leidigen Gästen sich kaum mehr Rath wussten. Da kam zufällig ein Fremder mit einer Katze und verkaufte ihnen das Thier um 100 Gulden. Des guten Handels froh, begab er sich schleunigst von dannen. Die Schwaben aber hatten zu fragen vergessen, was der „Maushund denn fresse“ und schickten ihm daher einen Eilboten nach. Als dieser den Mann einholte, rief er ihm zu: „Was frisst denn der Maushund, wenn d' Mäus gar sind?“ Der Verkäufer antwortete: „All's, was 's iem beuts!“ Der Bote aber verstand nicht recht und brachte die Antwort heim: „All's, á d' Leut!“ Da beschlossen die Schwaben, das Haus, worin der Maushund sich befand, mit ihm zu verbrennen. Doch dieser schloß am First aus und rannte in das nächste Haus; auch dieses ward den Flammen geopfert, doch ohne Erfolg, dem Maushund gelang es wieder, sich in das nächste Haus

zu flüchten. Und so brannten die Schwaben des Maushundes halber ihr ganzes Dorf nieder. —

In einer Ortschaft der Pfarre Buchkirchen (Hausruckkreis) gerieth eines Tages ein Schwein in ein Getreidefeld, das der Gemeinde gehörte. Da man das Getreide, das schon ziemlich der Reife nahe war, nicht beschädigen wollte, gab man den Plan, einen Hund ins Feld zu lassen, der das Thier heraus hetze, anfangs zwar völlig auf, einigte sich aber endlich doch darin, dass vier Männer ein Brett nahmen, den Hund darauf setzten und ihn ins Feld hineintrugen, wo sie ihn dann los liessen. Davon schreibt sich auch der Name der Ortschaft „Hundsham.“

Hierher gehören auch die „Spitznamen“, womit die Anwohner des Attersees sich gegenseitig necken. Besonders wenn sie einander auf dem See begegnen, oder an einem Dorf oder einer Ortschaft vorüber fahren, rufen sie einander diese Namen zu.

So heissen, um mit Unterach den Anfang zu machen, dessen Bewohner „Nebelfänger“, weil sie einmal den Nebel, er pflegt sich da gern zu lagern, mit einer „Sögn“ haben zusammen fangen wollen. —

Die Nussdorfer heissen „Schimmelhänger“, sie hängten nämlich einen blinden Schimmel, damit er den Weg nicht verfehle, eine Laterne an den Schweif an. Auch „Ochsentränker“ und „Pudelkreuziger“, weil sie einmal einen Pudel, der gestohlen, kreuzigten. —

Die Atterseer sind die „Pudelpicker“, weil sie einem Pudel den Hintern verpickten. Sie heissen auch die „Stierhänger“, weil sie einen Stier auf den Kirchthurm zogen, damit er das Gras daselbst abweide. —

Die Schörflinger nennt man „Hermananklampfer.“ Sie hätten nämlich gerne beständig Mondschein gehabt und liessen daher den vollen Mond einmal in ein „Wasserschaf“ scheinen. Damit er nicht mehr heraus könne, schlugen sie über das „Schaf“ eine „Klampf.“ Auch „Rindsüpler“ werden sie genannt. —

Die Weiregger sind die „Schlägfflicker“, die einen Schlägl, von welchem ein Stück abgesprungen war, flicken wollten. —

Die Steinbacher sind die „Weckenfresser“, „Schimmelhänger“, die mit einem Schimmel dasselbe thaten, was die Atterseer mit dem Stiere. —

Selbst ferner liegende Ortschaften sind davon nicht ausgenommen.

Die Mondseer haben den Namen „Nebelschieber“, weil sie den Nebel, der einst über Mondsee lag, nach Unterach schieben wollten. Die Auer, Bewohner einer Ortschaft der Pfarre Mondsee, „Krebstränker“, weil sie im Mondsee einen Krebs ertränken wollten. —

Die St. Georger „Mistleiter“, weil vor alter Zeit, jetzt wird's wol anders sein, die Misthaufen mitten im Markt herum lagen. Auch „Wetterläuter“, weil sie, liess sich im Sommer auch nur von ferne ein schwarzes Wölklein am Himmel sehen, alsogleich mit allen Glocken zu läuten anhuben. —

In Pichlwang (Oberthalham) ist der Schimmel erhungert, mitten in der Kirche. —

Die Vöcklamarkter heissen „heil. Geistschützen.“ Als sie nämlich zu Pfingsten einmal keinen heil. Geist ¹⁾ hatten, verflog sich zufällig eine Taube in die Kirche; sie suchten sie zu fangen, und da ihnen dieses nicht gelingen wollte, erschossen sie endlich den Vogel. —

Die Frankenburger sind die „Pudlbrater“, die „Weckerltränker.“ Sie schoben nämlich einen Pudel, um ihn zu braten, in den Backofen. Und als einmal ein Wolkenbruch nieder ging, riss das Wasser Brod und Bäcker mit sich fort.

Die St. Wolfgangser sind die „Sonnenfänger.“ Sie wollten die Sonne in einen Sack fangen und so in ein finsternes Zimmer bringen. —

Die Gmundner sind die „Stiglhupfer.“ —

¹⁾ Ohne Zweifel ist eine Taube gemeint.

Von den Laufnern heist es: „In Laufen können's kein Kuh nicht melken.“¹⁾

Mehre Ortschaften führen auch, wie das sich wol leicht denken lässt, einen und denselben Spitznamen, und vor Zeiten haben diese Spässe nicht selten Anlass zu Raufhändeln gegeben.

Die Esternberger gelten um Schärding herum für dumme Leute, die alles mit offenem Maul angaffen. Die Esternberger, heisst es, wussten nicht immer, dass man mit den Augen sieht, und wähnten, man thue es mit dem Munde. Erst durch einen Zufall kamen sie darauf, dass man mit den Augen sieht. Vor einem Stadl rauften zwei Hunde; der Knecht, der drinnen Futter schnitt, hörte den Lärm und wünschte, die Rauferei zu sehen. Zufällig war in dem Stadlthor ein Astloch, und er hielt, treu seiner Meinung, den offenen Wund an dasselbe. Da er nichts sah, brachte er nach und nach alle Theile seines Gesichtes vor das Astloch, endlich auch das Auge, und nun sah er die Hunde sich abbalgen. Seitdem erst wissen die Esternberger, dass man mit den Augen sieht. —

¹⁾ Wortspiel mit „Laufen.“